



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 25. September 1910.

Kanzler und Konservative — Zum nationalliberalen Parteitage — Aussperrungen.

„Unzufriedenheit, Mißtrauen und Mißmut erfüllen weite Kreise des deutschen Volkes.“ So leitete die „Kreuzzeitung“ am 18. September ihre Wochenschau über die innere Politik ein, um alsdann „die leitenden Regierungskreise“ der Untätigkeit anzuklagen und sie für einen guten Teil der herrschenden Zustände verantwortlich zu machen. Dieser Ton gegen Herrn von Bethmann Hollweg ist neu und deutet darauf hin, daß man im agrarischen Lager Anstoß am Verhalten des Reichskanzlers zu nehmen beginnt. Bemerkenswert ist nämlich, daß die Klage über Untätigkeit gerade in dem Augenblick erhoben wird, wo urbi et orbi die erste die Situation klärende Regierungsaussprechung vorliegt. Freilich kann die Regierungsaussprechung nicht nach dem Herzen der Herren Agrarier sein, denn sie protestiert gegen die Auffassung, als könne die Regierung einer einseitig-reaktionären Wirtschaftspolitik zustimmen, mit andern Worten, als wolle der Reichskanzler sich in das Schlepptau der Agrarier nehmen lassen. Noch mehr aber scheint es in jenen Kreisen zu verstimmen, daß der Reichskanzler entschlossen ist, eine Politik ohne die Nationalliberalen nicht zu machen. Das heißt nämlich, daß der Reichskanzler bereit ist, den Wünschen der Nationalliberalen entgegenzukommen, sofern diese ihm ihre Mitwirkung bei der Lösung der harrenden Aufgaben zusagen. Daß aber zwischen den Wünschen der Nationalliberalen und Agrarkonservativen seit dem letzten Versuch, die Finanzen des Reichs zu regeln, tiefe Widersprüche bestehen, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Es scheint somit als wahrscheinlich, daß der Reichskanzler es mehr mit der idealistischen Strömung unter den Konservativen hält und daß diese auch innerhalb der deutschkonservativen Partei die Oberhand über die materialistische, über die agrarische Strömung gewonnen hat. Eine solche Wandlung innerhalb der deutschkonservativen Partei könnte nicht freudig genug aufgenommen werden, denn sie allein ist die Voraussetzung für eine Ausöhnung zwischen den staaterhaltenden Parteien. Wenn man die heutige Wochenschau der „Kreuzzeitung“ liest, könnte man tatsächlich glauben, die Wandlung habe sich bereits vollzogen. Die Nationalliberalen werden darin mit so viel Hochachtung und Wertschätzung behandelt, wie seit den Zeiten des Blocks nicht mehr.

Freilich wird der Partei so nebenher auch ein Bein gestellt durch die Behauptung, der nächste Parteitag zu Kassel werde sich mit der Frage zu befassen haben, wie sich die Partei zu den kommenden Handelsvertragsverhandlungen und gegenüber der Sozialdemokratie zu verhalten habe; der werde darüber zu entscheiden haben, „ob die Partei noch eine liberale Mittelpartei sein oder eine

demokratische Partei werden soll, ob sie der Schutzollpolitik treu bleiben oder die produktive Arbeit den Interessen des internationalen Großhandels opfern will". Das alles soll aus der Presse ersichtlich sein. Wir glauben nicht, daß die „Kreuzzeitung“ richtig kombiniert. Ihre Behauptungen beruhen auf der falschen Voraussetzung, als bestände innerhalb der nationalliberalen Partei eine tiefe Spaltung, als herrsche zwischen den Jungliberalen und den Rechtsliberalen ein irgendwie bemerkenswerter Zwiespalt. Wir glauben hingegen beobachtet zu haben und haben dem bereits Ausdruck gegeben, daß schon seit Monaten nicht mehr solche Einmütigkeit innerhalb der Partei herrschte, wie jetzt kurz vor dem Parteitage. Die Frage über Schutzoll und Freihandel dürfte bei den bevorstehenden Verhandlungen kaum anders als mit dem Hinweis auf die bisherige schutzöllnerische Haltung der Partei gestreift werden. Die Frage nach dem Großblock dagegen scheint bereits durch den Ausgang des Magdeburger Parteitages der Sozialdemokraten erledigt. Freilich sind Debatten darüber nicht ausgeschlossen, wie man sich zu verhalten habe, wenn es sich darum handelt, entweder für einen Sozialdemokraten oder für einen extremen Vertreter des Bundes der Landwirte zu stimmen. Denn die Gemüter im Lande sind noch immer so erregt gegen die anmaßliche Haltung der Bündler, daß temperamentvolle Förderer einer gerechten Politik sehr wohl im Zweifel sein können, wer gegenwärtig der größere Feind einer friedlichen Entwicklung ist, der Sozialdemokrat oder der Bündler. Der Parteitag als solcher scheint uns keinerlei Veranlassung zu geben, in der Frage erneut Stellung zu nehmen. Schon die Tatsache, daß uns noch ein ganzes Jahr von den nächsten Reichstagswahlen trennt, läßt eine bindende Stellungnahme unwahrscheinlich erscheinen. Schon die Debatten des kommenden Winters im Reichstage können Situationen schaffen, die alle Parteibeschlüsse illusorisch machen; die Haltung der Regierung kann so viel verändern in den Beziehungen der Parteien zueinander und in den Stimmungen im Lande, daß vielleicht die nächsten Wahlen schon unter der Devise „Nieder mit der roten Internationale!“ vor sich gehen. Heute sind wir leider noch nicht so weit. Die taktische Lage zwingt alle Mittelparteien, im Bunde der Landwirte den zeitlich gefährlichsten Gegner zu erkennen. Warum sollte da die nationalliberale Partei plötzlich anderer Ansicht werden? Ihre Lage im allgemeinen Gesichtsbild ist vergleichbar mit einer Batterie, die bis zu einer gewissen Stunde nur gegen feindliche Infanterie, die Sozialdemokratie, zu kämpfen hatte; plötzlich wird erkannt, daß drüben Artillerie (der Bund der Landwirte) auffährt. Wir möchten den deutschen Batteriechef sehen, der die rote Infanterie nicht in Frieden ließe und seine Geschütze sofort auf die Artillerie richtete! Solange das Verhalten des Bundes der Landwirte die Stärkung der Sozialdemokratie bedingt, solange scheint er uns auch der gefährlichere Feind einer friedlichen Entwicklung, und wir glauben, daß ähnliche Überlegungen auch in den nationalliberalen Kreisen maßgebend sind.

Die Haltung der Nationalliberalen gegen die Sozialdemokratie wird im übrigen durch die Stellungnahme dieser Partei zu den wirtschaftlichen Fragen bedingt. Die Führung im Kampf gegen die Sozialdemokratie wird mehr und mehr von den Organisationen in die Hand genommen, die dazu nach der ganzen Natur des Kampfes am besten gerüstet sind, von den Unternehmerverbänden. So hat sich die Metallindustrie entschlossen, den durch lange währenden Streik bedrohten Schiffswerften zu Hilfe zu kommen durch Aussperrung von etwa 350000 Arbeitern. Von demokratischer Seite wird versucht, das Vorgehen der Metallindustriellen als unmoralisch hinzustellen und die gebildeten Kreise gegen sie einzunehmen. Demgegenüber ist festzustellen, daß der Streik der Werftarbeiter so frivol vom Zaune

gebrochen wurde, wie wenige Streiks vordem. Wir haben darüber schon in Heft 34 S. 395 eingehend berichtet. Er ist eine Generalprobe auf den Massentreif, der vor den nächsten Wahlen in Szene gesetzt werden soll. Wollten die Metallindustriellen heute tatenlos zuschauen, so würden sie die Streikleiter nur zu weiteren Annahmen reizen und in der Arbeiterschaft den Glauben nähren, als seien von allen Arbeiterorganisationen die sozialdemokratischen allein befähigt, die Interessen der Arbeiter zu vertreten. Welches Selbstvertrauen die Sozialdemokraten beseelt und welche selbstsüchtigen Ziele sie für ihre Partei in dem Streik der Werftarbeiter verfolgen, geht unter anderen aus der Tatsache hervor, daß sie sich weigerten, mit den Vertretern der Christlichen Gewerkschaften gemeinsam zu verhandeln. Es ist darum besonders dankenswert, daß die Metallindustriellen sich mit den Vertretern der Christlichen Gewerkschaft in Verbindung gesetzt haben, ehe sie mit den großen Aussperrungen beginnen. Während diese Zeilen in Druck gehen (Montag, den 26. September), beginnen die Verhandlungen zwischen den Vertretern des Verbandes deutscher Metallindustrieller und der Christlichen Gewerkschaft, deren Verlauf sehr wohl maßgebend sein kann für die Machtsstellung der Sozialdemokratie innerhalb unserer Arbeiterschaft und für unsere fernere innerpolitische Entwicklung.

Das selbständige Eingreifen der Unternehmerorganisationen kommt gerade in diesen Zeitläuften sehr gelegen. Durch diese Behandlung der Sozialdemokratie werden in der Nation ungeheuerere ethische Werte mobilisiert, die früher mit Rücksicht auf den Geldbeutel des einzelnen in Markose gehalten wurden. Die Unternehmer haben sich neue Grundlagen der Interessengemeinschaft geschaffen. Während vor noch gar nicht langer Zeit die Vertreter der einzelnen Branchen durch den Konkurrenzkampf lediglich auseinander getrieben wurden, entstehen im Kampf gegen den aufgehetzten Arbeiter Bande, die das Trennende verschwinden lassen und die das Bewußtsein der nationalen und staatlichen Zusammengehörigkeit neu beleben. Das gewerbliche Bürgertum beginnt, sich somit auch in dieser Beziehung auf seine eigene Kraft zu besinnen, und indem es Mittel und Wege findet, sich gegen die Störer seiner Arbeit zu wehren, befreit er sich auch unmerklich vom Gängelbände der bureaukratischen Organe des Staates.

Aus der alten bösen Zeit. Unter diesem Titel hat Viktor Petersen, dem wir die vortreffliche Neuausgabe der Autobiographie des Magisters Laufhard verdanken, nun auch die „Lebenserinnerungen des Ritters Karl Heinrich von Lang“ in zwei Bänden neu herausgegeben*). Das Buch, das zuerst im Jahre 1842, also sieben Jahre nach dem Tode des Verfassers, erschien und damals mit einem Sturm der Entrüstung begrüßt wurde, würde den amüsantesten Schriften der Weltliteratur beizuzählen sein, wenn es im Grunde nicht doch ein höchst betrübliches Dokument zur deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte des achtzehnten und der ersten des neunzehnten Jahrhunderts wäre. Inwieweit den Memoiren des eigenartigen, uns so modern anmutenden Mannes ein höherer Wert als historische Quelle beizumessen ist, mag der Geschichtsforscher entscheiden; daß sie jedoch von einer unbestechlichen Wahrheitsliebe und einer mit rücksichtslosem Sarkasmus gewürzten Aufrichtigkeit diktiert sind, scheint uns aus jedem einzelnen Kapitel deutlich hervorzugehen. Zum mindesten wird man, auch wenn man geneigt sein sollte, diesem Ritter ohne Furcht und Tadel ein ausreichendes Maß an Objektivität abzusprechen, die köstlich gezeichneten Stimmungsbilder gelten lassen müssen, die

*) Verlag von Robert Luz in Stuttgart.

er von dem Leben und Treiben in den Fürstlich Öttingischen Regierungskanzleien zu Wallerstein, wo er seine Laufbahn begann, von dem Duodezhof des dortigen halbverrückten Serenissimus, von der unseligen Komödie des Rastatter Kongresses und aus der Übergangszeit der Lande Ansbach-Bayreuth entwirft, die 1791 an Preußen gekommen waren, 1807 von den Franzosen besetzt und bald darauf von diesen an Bayern abgetreten wurden. Dazwischen liegen ergötzliche Schilderungen von einer Reise nach Ungarn, die Lang, nachdem er wegen allerhand kleinlicher Schikanen aus Öttingischen Diensten ausgetreten war, als Gesellschafter und Hofmeister einer ungarischen Gräfin unternahm; von seinem Aufenthalt in Wien, wo er Privatsekretär bei dem württembergischen Gesandten wurde, und von einem Ausflug nach Slavonien und Serbien, den er im Auftrage seines Gesandten unternehmen mußte, um in einer Privatangelegenheit dessen Interessen zu vertreten; ferner Berichte über einen zweijährigen Aufenthalt in Göttingen, über seinen Verkehr mit dem Minister von Hardenberg und seine Tätigkeit als Archivar in dessen Diensten; endlich Charakteristiken aus München, der „neuen Königsstadt“, wo Ebbe in allen Klassen, Korruption und Dummheit an der Tagesordnung waren. Überhaupt: die Korruption! Sie scheint neben dem ödesten Bureaumatismus die hauptsächlichste treibende Kraft bei allen Vorgängen des öffentlichen Lebens gewesen zu sein, nicht nur in München, sondern überall im ganzen deutschen Vaterlande.

Ein paar Proben aus dem Buche werden von Langs Wesen und Darstellungsart einen bessern Begriff geben, als es das längste Referat vermöchte.

Wir beginnen mit einer Episode, die sich in Wallerstein abspielte, zu der Zeit, als der Verfasser dort Regierungsekretär und Mitglied des Justizsenates mit einem Einkommen von kaum 200 Gulden war. Er erfreute sich des Wohlwollens des Präsidenten, und das wurde sein Unglück. „Die ungewohnte Art,“ schreibt er, „womit man mich in dem Hause des Präsidenten ausgezeichnet sah, mußte natürlich den Neid der kleinen Kanzleigeister reizen, unter welchen der Kabinettssekretär und Archivar die tätigste Rolle spielte. Es war dies ein vorzüglicher Schönschreiber, ein fleißiger Registrator, der mit seinen Kabinettsgratulations schreiben und fürstlichen Gebatterbriefen ein gewaltiges Geheimnis trieb, jedoch so, daß er immer einige Zipfel von den Siegeln und Briefumschlägen herausgucken ließ, damit man seine ungeheure Wichtigkeit ahnen könne. Nicht nur stand er mir als ein Drache überall im Weg, wo ich einen näheren Zugang zu den Archiven wünschte, sondern er leistete mir auch in den Morgenstunden, wo er die Schreiben zur Unterschrift in das Vorzimmer brachte, böse Dienste beim Fürsten, der mir an sich nicht wohl wollte, eben weil ich der Schützling eines Präsidenten war, der ihm von seiner Kamarilla auf den Jagdanständen und im Marstalle als ein gar zu überlästiger Hofmeister vorgemalt wurde. Ich zweifle auch nicht, daß ich mit manchen mutwilligen und unbedachten Worten in die Netze meiner Aufpaffer werde gefahren sein. Inzwischen aus allem diesem war doch nichts weiter hervorzubringen, als daß ich ein Spötter und ein Freigeist sei, der weder zur Kirche noch zur Beichte und zum Abendmahl ginge. Dies schien vorderhand genug, um mich in den Angelhaken beißen zu lassen. In der Fastenzeit erklärte der Fürst öffentlich, laut und drohend: daß, wer nicht in der Karwoche beichte und kommuniziere, gleichviel Katholik oder Protestant, nichts anderes verdiene, als daß er ihn zum Teufel jage. Bestürzt eilte mein Gossjude auf mein Zimmer, der nicht wollte, daß ich fortgejagt werde, und er an mir sein Geld verlieren sollte. Er brach in Heulen und Wehklagen aus, als ich ihm versicherte, daß ich an nichts weniger als an irgendeine Bußübung dachte; er stellte mir als einem gescheiten Manne vor, was es denn wäre?, sollte es ihm zur Liebe tun; auf diese Weise bestürmten mich auch, als ich

ins Gasthaus kam, der Wirt, die Wirtin und die Kellnerin und hoben mich nach Tische gleichsam mit Gewalt zur Kirche hinein, wo mich der Geistliche, Herr Schäßlen, verwundert und triumphierend mit einer wahren katalinaren Rede empfing.“

Dieser heiteren Idylle vom Wallersteinschen Hofe mag eine ernste Episode folgen, die einen der berühmten Grafen Reisch zum „Selden“ hat, und die ein eigentümliches Licht auf die Verhältnisse in Bayern unter dem ersten Könige wirft. Lang berichtet: „Der Graf August von Reisch sah sich in die verzweifelte Lage versetzt, seine abenteuerliche Stellung als Graf, gleichviel auf welche Art, zu sichern. Weil er seine Stelle als adeliger Regierungsrat in Nürnberg bei seiner jämmerlichen Dürftigkeit nicht behaupten konnte, so trat er zurück als Pflegerverweser, anfangs zu Heideck, dann zu Hipoltstein. Voller Sehnsucht nach dem Hofleben in Neuburg, sah er die Heirat mit einer Dame des Hofes für das sicherste Mittel an, seinen Wunsch befriedigt zu sehen, dem nur dieses entgegenstand, daß er schon mit einer anderen Frau getraut war, von der er als Katholik nicht geschieden, sondern nur durch den Tod getrennt werden konnte. Also durch den Tod! Ein Bruder des Grafen, Domherr zu Regensburg, naht sich dem Bette des unglücklichen Weibes, stellt ihr den Jammer ihres kinderlosen Standes vor und die Unmöglichkeit, ihren Mann aus seinem Abgrund zu retten, ohne eine neue, wohlberrechnete Heirat. Darauf reicht er ihr einen Schokoladenbecher mit Gift dar und wird immer dringender, daß sie ihn nehme. Nach vergeblichem Sträuben und Winseln bittet sie, ihr wenigstens noch Zeit zur Reichte zu gewähren, und flugs zeigt sich der liebevolle geistliche Herr Schwager auch dazu bereit, leiht dem Schlachtopfer als Priester in der letzten Not sein verruchtes Ohr und vollendet dann die graufige Tat, die nicht einmal ein Geheimnis blieb. Aber was will man machen? hieß es. Es wäre ja töricht, sich in solche innere Familienverhältnisse des Grafen, die sich jetzt durch die neue Heirat auf andere Art um so glänzender befestigen, ungerufen einzumischen.“

Diese und so viele andere Enthüllungen des Mannes, der, nach des Königs eigenem Ausspruche, „eine Zunge wie ein Schwert“ hatte, sind nie widerlegt worden, obgleich es, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, „wohl der Mühe wert gewesen, wenn es eben möglich gewesen wäre. Denn der Ankläger war ja nicht der erste beste Hergelaufene, sondern einst ein hoher Beamter, der seine Tüchtigkeit und seinen Gemein Sinn jahrzehntelang durch Taten bewiesen hatte“.

Julius R. Haarthaus

Molière. Der Dichter und sein Werk. Von Professor Dr. Max S. Wolff. München 1910. C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Professor Max S. Wolff hat mit seinem „Shakespeare“, der vor drei Jahren im gleichen Verlage und seither in mehreren Auflagen erschien, vielfach auch den vollen Beifall der Fachgelehrten gefunden, obwohl sein Werk durchaus nicht neue Funde oder nur neue Hypothesen bringt und auch die Darstellungsweise selbst eher nüchtern als blendend ist. Aber nachdem so mancher Biograph über seine eigene Person die des behandelten Dichters vergessen zu machen bestrebt war, wirkte die Besonnenheit und Solidität des neuesten doppelt wohlthuend. Ganz das gleiche kann man bei der Biographie Molières feststellen, die uns jetzt in ebenso würdiger Ausstattung vorgelegt wird. Wie bei Shakespeare, so suchte auch bei Molière eine gewisse Richtung der Beurteiler Dichter und Werk völlig zu identifizieren, nicht nur dem Geiste nach, in dem sie ja für jeden eine untrennbare Einheit bilden müssen, sondern in den Einzelheiten der persönlichen Erlebnisse. Molière mußte

seine eigenen Geschehnisse und zumal das Elend seiner Ehe mit einer herzlosen Kofette, die ihn nach der Meinung seiner Zeitgenossen zum Schalk machte, in seinen Lustspielen auf die Szene bringen, wie das die allgemeine Ansicht der Laien vom Schaffen des Dichters ist. Professor Wolff dagegen suchte schon bei Shakespeare das wirkliche Verhältnis zwischen dem Dichter und seinem Werk aufzuzeigen und tut dies bei Molière, wo das Werk weniger mannigfaltig ist und der Bildungs- und spätere Lebensgang des Dichters sicherer und ausführlicher bekannt sind, noch eingehender. Die Fäden der Beziehungen spielen herüber und hinüber.

Molière steht, wie die französische Klassik überhaupt, unserem modernen und insbesondere dem deutschen Empfinden und Geschmack weit ferner, als es nach dem Einfluß, den sie auf die Entwicklung der deutschen Literatur hatten, und dem Rufe, den sie noch immer bei uns haben, zu erwarten ist. Bis auf die „Phädra“ von Racine ist keines ihrer Werke bei uns lebendig, sie aber zeigt uns auch die Ursache dessen: die „Phädra“ hat ein Schiller übersetzt, während die anderen Hauptwerke Racines, die Schöpfungen Corneilles und Molières, eines solchen Vermittlers entbehren. Hier auch erkennt man, daß die Klust, die uns von der französischen Klassik angeblich trennt, nicht groß ist, und wie nahe ihr höchst bewunderte Stücke unserer eigenen Klassik stehen, Goethes „Iphigenie“ und Schillers „Braut von Messina“ etwa; hier auch, daß in den großen Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts nicht nur vermeintlich, sondern tatsächlich etwas von dem Geiste des alten Griechentums auflebte, in dessen Zeichen sich dann auch, in gleicher Dankbarkeit, unsere eigenen Klassiker stellen, nicht anders freilich als jene mit Wahrung ihrer Selbständigkeit und ebenso bestimmt durch Zeit und Umwelt. Was uns von ihnen trennt, ist im Grunde nur das Versmaß ihrer Stücke, der Alexandriner, der uns fast nur durch Übersetzungen und steife Nachbildung vertraut, als zopfig, pedantisch, als unerträglich gilt, während er im Französischen selbst ein wenn auch durch Regeln allzusehr eingeengtes, doch immerhin geschmeidiges Versmaß ist. So braucht man, wie Schiller dies tat und Goethe in seinen Übertragungen Voltairescher Stücke an geringer wertigen Vorbildern und mit weniger Sprachpracht befolgte, Racinesche und Corneillesche Tragödien nur (freilich ebenbürtig) in Blankverse zu übertragen, und die scheinbar so tiefe Klust ist überbrückt. Für Molière ist indessen das Versmaß noch nicht gefunden. Die erste Übertragung seiner Alexandrinerstücke (durch Friedrich Samuel Bierling, Hamburg 1752) löste die Verse auf und nahm ihnen dadurch (wie in gleicher Weise die wenig spätere Wieland - Eschenburgsche Prosaverdeutschung Shakespeares) einen wesentlichen Reiz. Der streng jambische Alexandriner der Molière-Übertragung von Adolf Laun erwies sich als gleich unglücklich, dessen Umwandlung in Blankverse, wie sie Graf Wolf Baudissin vornahm und schon Heinrich von Kleist sie in seiner freien Nachdichtung des „Amphitryon“ (worin übrigens im Original Alexandriner mit kürzeren Zeilen wechseln) vorgenommen hatte, als nicht viel günstiger, da auch hier die epigrammatische Gedanken- und Wortprägung, in der Molière Meister war, verloren ging und oft einer ganz unmoliérischen Breite und Leere wich. Über die neueste und so außerordentlich erfolgreiche Übersetzung mehrerer Stücke durch Ludwig Fulda (in gereimten Jamben) urteilt Professor Wolff wohl im Sinne jedes Kenners der Originale: „Reinigungswandtheit und ein flüssiger, vielleicht sogar zu flüssiger Ausdruck sind diesem Übersetzer nicht abzusprechen, aber für die eindringliche und männliche Energie des Originals besitzt er kein Verständnis.“ Unerwähnt läßt Professor Wolff den Versuch Sigmar Mehrings, Molière in gereimte achtsüßige Jamben zu übertragen, der auf der Leipziger Bühne seinerzeit Aufmerksamkeit erweckte. Vielleicht wäre es am günstigsten (und einfachsten),

Molières Verslustspiele in dem gleichen Versmaß zu übertragen, in dem sie geschrieben sind; natürlich nicht in jambisch geordnete Alexandriner, die auf die Dauer in der Tat unerträglich sind, sondern in nach französischer Art frei rhythmisierten. Ich gebe hierfür als Probe den Widerhalt des Gesellschaftsmenschen Philint gegen die Anklagen und idealen Forderungen Alceste im „Misanthropen“, wozu ich nur bemerke, daß die Verse ganz wie Prosa, wie Salonrede zu sprechen sind:

Mein Gott! Lasset den Lauf der Zeit uns nicht turbieren!
 Wie der Mensch einmal ist, muß man ihn tolerieren.
 Gehen wir doch mit ihm nicht zu streng ins Gericht;
 Wie voll Fehlern er sei, etwas Milde ist Pflicht.
 Ihr dürft die Tugend nicht zum Unmöglichen schrauben,
 Soll man, was Ihr verlangt, im Ernst gefordert glauben.
 Der rechte Moralist scheut jegliches Extrem;
 Man kann moralisch sein und vernünftig trotzdem.
 Dieser Tugendbegriff nach altrömischem Schmitte
 Streitet doch gar zu sehr wider Zeitgeist und Sitte;
 Er will den Sterblichen zu sehr vollkommen sehn.
 Man muß sich mit der Zeit vertragen und verstehen.
 Und eine Torheit ist's wie keine sonst, zu grübeln,
 Wie man hier unsre Welt turier' von ihren Übeln.
 Ich sehe ganz wie Ihr hunderterlei am Tag,
 Was sicher besser wär', ging's anders, als es mag.
 Aber stoße ich auch bei jedem Schritt auf Schwächen,
 Sieht mich darüber doch niemand in Wut ausbrechen.
 Ich nehm' geruhiglich die Menschen, wie sie sind,
 Und wahre gleichen Mut, was immer man beginnt,
 Und mehr bei Hof und Stadt als Euer gallig Schelten
 Wird als Philosophie, mein' ich, mein Pfligma gelten.

Wenn es im Wesen einer ernsten Beurteilung liegt, den besprochenen Gegenstand zu fördern, so bin ich mit den obigen Ausführungen eigentlich schon am Ende. Professor Wolff pflegt im allgemeinen seine Worte so abgewogen und behutsam zu wählen und sich so streng an das Tatsächliche zu halten, daß die Polemik sich an Einzelheiten heften müßte und dadurch in Gefahr käme, kleinlich zu erscheinen. Ich möchte doch bemerken, daß mir von den Vorgängern Molières Scarron nicht ganz mit dem wohlverdienten Gewicht behandelt scheint, ebenso Cyrano de Bergerac, ein doch origineller, wenn auch grotesker Kopf. („Der wilde Junker Cyrano von Bergerac, der durch Rostands nach ihm benanntes Drama eine nachträgliche, allerdings wenig berechnete Berühmtheit erlangt hat.“) In der sonst trefflichen Charakteristik des Preziosentums vermiße ich den Hinweis auf die in diesen Kreisen beliebte Kunst des „Porträtierens“, die später in La Bruyères „Charakteren“ ihren höchsten Ausdruck fand und die als Vorstufe für Molières intime und dabei doch typisierende Charakterzeichnung vielleicht nicht ohne Bedeutung ist. Was weiter Ablegendes betrifft, so finde ich die Marquise von Maintenon etwas zu geringschätzig charakterisiert („eine alternde Betchweser steht ihm — Ludwig dem Vierzehnten — als Mätresse zur Seite“): die zweifellos genialische Enkelin des stolzen Agrippa d'Aubigné sah nur wie so mancher Protestant und spätere Gegenreformer gut ein, daß das nach Macht strebende Tatgenie leichter unter einem in Unmündigkeit gehaltenen Volke zu seinem Ziele gelangt, und nutzte ihren Übertritt auch nach dieser Richtung hin aus. Die Bemerkung über die Unmöglichkeit, das französisch-maffaronische Latein der Doktorpromotion im „Ein-

gebildeten Kranken“ im Deutschen mit ähnlichen Bildungen wiederzugeben, läßt die reiche deutsch-maffaronische Dichtung, der so manche humoristische Wirkungen gelangen, außer acht.

Großen Gewinn hat diese Molière-Biographie davon gehabt, daß ihr Verfasser zuvor eine Shakespeares geschrieben hat. Durch das ganze Werk zieht sich der Vergleich von Molière mit Shakespeare, der überall aufs beste dazu dient, Licht auf das Thema zu werfen. Ganz besonders auch möchte ich die feinen Bemerkungen über das Verhältnis des Dichters zu den sein Schaffen anregenden Quellen und den Moment der Konzeption hervorheben: „Der Stoff ist für den Dichter das äußere Geschehnis; zum Kunstwerk erhebt er sich, indem er sich mit dem inneren Erlebnis kreuzt. Die Lektüre des spanischen Dramas „Der Ehemann macht die Frau“ enthüllt Molière blickartig die Möglichkeit, seine persönlichen Gedanken über Liebe und Ehe darzustellen . . . das ist der Moment der poetischen Konzeption. Er entschleiert dem Dichter die idealmögliche Gestaltungsfähigkeit des Stoffes, er zaubert ihm eine traumhafte Vision vor, der die Ausführung in langsamer, mühevoller Arbeit nahe zu kommen sucht. In der Konzeption liegt das Geheimnis des poetischen Schaffens. Wenn wir den Quellen eines Dramas mit dem größten Eifer nachspüren, so geschieht es nicht, um festzustellen, dieses oder jenes Buch hat (habe) der Verfasser gelesen, sondern weil wir durch den Vergleich des Rohstoffes mit dem fertigen Kunstwerk hoffen, in die Seele des Schöpfers selbst einzudringen und ihn psychologisch zu begreifen.“ Diese Worte gelten für das ganze Buch: in solchem Sinne ist es geschrieben. Gelegentliche Nachlässigkeiten der Sprache (wie auch im Zitat eine angedeutet wurde) wiegen neben den großen und reichen Vorzügen leicht. Als Ganzes wird es zweifellos ebenso dankbar aufgenommen werden wie die Shakespeare-Biographie und noch wertvolleren Dienst tun: weiteren Kreisen einen Dichter näher zu bringen, dessen Name in aller Munde ist und dessen Werke doch kaum einer von tausend Gebildeten kennt.

Otto Hauser



Neue Bücher



In einer Zeit, die manches schöne Talent niedergehn sah, das einst Hohes und Großes zu versprechen schien, ist es eine doppelte Freude, die stetige Entwicklung einer Künstlerin wie Ricarda Huch zu beobachten. Fast bei jedem ihrer größeren Werke erschien sie wie eine Abgeschlossene, die ihr Ziel erreicht hat, und noch jedesmal hat sie dann nach kürzerer oder längerer Pause durch ein neues Werk überrascht, das sie in immer wieder über sich hinausweisender Entwicklung zeigt. Dabei ist in dieser weiblichen Natur nichts Sprunghaftes, keine Effekthascherei, keine Sucht nach dem unbedingt Neuen und gar nach dem Verblüffenden. Hat man wieder ein neues Werkstück mit Ricarda Huch gemacht, so erscheint einem die nun gewonnene Aussicht als das Natürlichste von der Welt — immer ein Zeichen echter künstlerisch-menschlicher Entwicklung. Das zuletzt hier von mir besprochene Buch der Frau Huch, die russische Geschichte „Der letzte Sommer“, war nur eine leichte Zwischenarbeit —